

Bücher

Nach-Lese

Romane über die Studentenbewegung

Gerd Fuchs, Beringer und die lange Wut. Roman. Autorenedition, C. Bertelsmann Verlag, München/Gütersloh/Wien 1973, 296 S., 20,- DM. Ebenfalls erschienen als Taschenbuchausgabe bei rororo, Reinbek 1976, 6,80 DM.

Roland Lang, Ein Hai in der Suppe oder Das Glück des Philipp Ronge. Roman, Autorenedition, C. Bertelsmann Verlag, München/Gütersloh/Wien 1975, 191 S., 19,- DM.

Uwe Timm, Heißer Sommer. Roman, Autorenedition, C. Bertelsmann Verlag, München 1974, 311 S., 19,- DM. Ebenfalls erschienen als Taschenbuchausgabe bei rororo, Reinbek 1977, 5,80 DM. (Zitate nach der Taschenbuchausgabe!)

Otto F. Walter, Die Verwilderung. Roman, Rowohlt Verlag, Reinbek 1977, 278 S., 26,- DM.

Wir kommen. Literatur aus der Studentenbewegung, Damnitz Verlag, München 1976, 177 S., 8,- DM.

Weder hat die Studentenbewegung am 2. Juni 1967 um 22 Uhr vor der Deutschen Oper in Berlin begonnen, noch hat sie bis heute aufgehört. Auch war sie keine Protesthaltung, die ausschließlich Leute mit Abitur einnahmen, und schon gar nicht eine rein politische Revolte, die jemals den Anspruch haben konnte, die herrschende Ordnung aus den Angeln zu heben – wenn auch Parolen wie „Kampf – Kritik – Umgestaltung“ sich oft sehr zukunfts zugewandt ausnahmen.

Weniger die objektiven Kampfansagen der zornigen, sich sehr ernst nehmenden 60er-Generation gegen Repression, Autorität, Oligarchie und Monopolisierung haben der „Studentenbewegung“ Leben eingehaucht, als vielmehr die ganz subjektive Verheißung, alle Wünsche, Träume, Sehnsüchte könnten wahr werden. Natürlich bedurfte es dazu des Aufbe-

gehens gegen politische Restriktion, Reaktion und vor allem gegen die kleinbürgerliche Sexualmoral; doch war eine Hoffnung geweckt, sich das Recht auf mehr Glück, mehr Menschlichkeit, mehr Freiheit gemeinsam nehmen zu können.

Zwar wurde die versuchte Nähe durch Fremdworte ausgedrückt, aber die Forderung nach Demokratisierung setzte sich bis in die Reihen der Polizeigewerkschaft und des Deutschen Katholikentags fort, und die Kindergärtnerinnen auch außerhalb der Kinderläden wollten Kleinkinder nicht-repressiv zu Solidarität erziehen.

Die Bewegung schien etwas in Gang gesetzt zu haben, dem Einhalt geboten werden mußte. Zuerst wurden die Studenten stigmatisiert („Schaut euch diese Typen an“), dann nach und nach die Studentenvertretungen abgeschafft, schließlich wurde die ganze Bewegung als Wurzel des Terrorismus diffamiert. Dennoch zeigte die bundesweite Streikbewegung an den Universitäten im Herbst 1977, beweisen die Initiativen gegen Berufsverbote, daß keine Ruhe eingekehrt ist.

Eine politische Karriere ergab sich nur für die, die geübt waren, Haken nach rechts zu schlagen; eine wissenschaftliche unter Umständen für außerordentlich Brillante, um die man nicht umhin konnte. Doch diese Lebensläufe sind nicht repräsentativ. Viele der Geradlinigen werden nicht zum öffentlichen Dienst zugelassen, die Taktiker haben die neue Innerlichkeit entdeckt, die ganz Jungen verkünden eine optimistische Spontanität („Was lange gärt, wird endlich Wut!“), wobei dies alles dem Gehabe neugegründeter Parteien und Sekten zuwiderläuft.

Grob lassen sich heute zwei Richtungen unterscheiden, die beide in den zu besprechenden Büchern angelegt sind. Zum einen gibt es die (allerdings vom Zahn der Zeit gezeichnete) Wiedergeburt der Antiautoritären, deren Zahl wächst. Ende Januar 1978 trafen sich in der Technischen Universität Berlin (TU) 20 000 auf der Reise nach „Tunix“, um eine alternative Kultur zu propagieren. Umweltschützer,

Atomkraftgegner, Feministinnen, Schwule, Anti-Psychiatrie-Engagierte, Freaks etc. bewiesen durch ihre massive Anwesenheit eine nachdenkenswert orientierungslosigkeit. Positiv ausgedrückt, mögen dies Vaganten sein (von Eichendorff schon im „Taugenichts“ liebevoll gezeichnet), die eine Phase vorübergehender „Freiheit“ exzessiv auskosten, ehe sie brav ihrem Broterwerb nachgehen.

Die andere Fraktion mag ebenso für Umweltschutz, Frauenrechte, Aufhebung der Diskriminierung von Homosexuellen etc. engagiert sein, doch orientiert sie sich an der Gewerkschafts- und Arbeiterbewegung, weil sie den Slogan der Studentenbewegung „allein machen sie dich ein“ nur hier vernünftig umsetzen kann.

Alle bis auf einen (*Walter*) der hier vorgelegten Erlebnisberichte sind eindeutig der zweiten Position verbunden. Doch diese entschiedene Haltung steht erst am Ende ganz persönlicher Entwicklungen durch die Studentenbewegung hindurch, nach dem Grundmuster: Aufbruch, Hochstimmung, Ernüchterung ohne Resignation. Sie enden verblüffend übereinstimmend. „Jetzt fängt es doch erst an“ (*Fuchs*); „Es werden Spuren zu sehen sein, wart ab. Wir nützen die Tage immer besser“ (*Lang*); „Aber wir machen doch weiter, du he! – wir machen doch weiter?“ (*Walter*). Zwangsläufig gemeinsam ist ihnen weiterhin das Vorführen alternativer Lebens- und Liebesformen in Kommunen, Wohngemeinschaften oder Kooperativen, umrankt von linken Kneipen, Aktionen und immer wieder unterbrochen von endlosen Diskussionen. Es sind Bücher, die weniger große Literatur sein wollen als ein Stück gewesener Wirklichkeit zum Nachlesen und Nachdenken anbieten. Die Autorendition, in der immerhin die drei bekanntesten Bücher erschienen sind, warnt vorsorglich den stilistisch anspruchsvollen Leser: „Nicht die Schreibschwierigkeit des Autors angesichts einer widersprüchlichen Realität, sondern die Realität selber ist das Thema.“

I

Dies versöhnt angesichts solcher Sätze wie z. B. bei *Lang*: ... „Das Häuschen des Parkplatzwächters, dessen rote Thermosflasche ... wie ein phallisches Symbol aufragt.“ (S. 19) Noch schlimmer wird es, wenn das Symbol der Wirklichkeit weicht: „... Du Blüte im Morgentau, du Labsal der zehn Freuden, du Stern in der Nacht, du Quell in der Wüste, ich werde

mich aller Hüllen entledigen, doch zuvörderst laß mich am Brunnen deiner Lippen schlürfen, der Kater braucht Milch ...“ (55) Niemand kann dem Autor vorwerfen, er habe irgendwelche Hemmungen gehabt, persönliche Intimität aufs Papier zu bringen, höchstens zu wenig ironische Distanz.

Langs Philipp Ronge, Gebrauchsgrafiker, erlebt die Zeit in Karlsruhe. „Die Studienreform ist doch nicht nur in Berlin akut“ (17); „Feten sind in Mode“ (37), und nach einer solchen mit anschließendem Schwimmen im Baggersee erfährt die Clique, daß Benno Ohnesorg erschossen worden ist. „Der kunstsinige Monarch ist nicht überrascht, daß er seinen westdeutschen Freunden neben der Zauberpfeife auch ein Menschenleben wert ist.“ (40). Im SDS herrscht Betroffenheit, Wut – und Ratlosigkeit. „Man müßte theoretisch arbeiten und Aktionen machen ... Es kommt zu keinen Initiativen. Sie flüchten in die Sonne, um ihrer politischen Hilflosigkeit zu entgehen.“ (41) Der Republikanische Club wird gegründet. „Man schnuppert Praxis.“ (65) Doch die erste Vietnam-Demonstration des Clubs findet ausgerechnet in Konkurrenz zum Karnevalsumzug statt, und die Debatte, warum die Parole „Bürger laßt das Feiern sein, kommt herbei und reiht euch ein!“ so wenig Anklang gefunden hat, ist schon fast peinlich.

Zur Umwälzung des Privatlebens wird eine Kommune gegründet. „Castro-Thilo kommt: Susi geht türensclagend durchs Haus. Magda taucht für zwei Tage unter: Vorbeck sitzt in seinem Zimmer und hört indische Musik. In der Küche beginnt sich das ungewaschene Geschirr zu türmen. Abwaschplan gibt es noch keinen. Klopapier fehlt, niemand kauft welches. Eine Gemeinschaftskasse ist immer noch nicht eingerichtet.“ (88) Trotzdem werden sich die Kommunarnden immer gern daran erinnern, denn das Chaos ist nur die eine Seite, die Abende in genüßlicher Stimmung die andere: „... Den großen, weißen Tisch, darauf wohlriechende Schüsseln und Töpfe. Davor schmatzende Leute, Gäste wie fast jeden Abend ... murmelnde Gespräche, fettglänzende Finger vom Knochenabnagen ... Ab und zu beginnt der Brenner zu fauchen, klingelt ein Glas, klappert ein Besteck, ratscht ein Streichholz. Das alles ist voll Atmosphäre.“ (106)

Nichts von alledem möchte Philipp verdrängen, aber Perspektive gibt es nicht her. Die Begegnung mit dem Altkommunisten Hollerbach

erst läßt ihn die Geschehnisse in ihren historischen Rahmen rücken und eine Unterscheidung machen zwischen privater Ungeduld und politischer Zähigkeit. Die Kommunarden scheeren sich die Haare, unterbrechen ihr Studium und arbeiten im Betrieb. „Respektvoll leert Philipp sein Glas. Und wie läuft's? Gut, sagt Thilo knapp. Mit neugierigen Gebrauchsgrafikern macht er kurzen Prozeß.“ (189) Die Kommune wird gekündigt und ausgeräumt. „Die Zimmer in der Benwaldstraße sind leer, wir sind über Gerümpel und einige Irrtümer weggestiegen. Wir werden unsere Möbel neu aufstellen, wieder mal, und jedes Mal verändern wir ein bißchen die Landschaft.“ (192)

Roland Lang beschreibt ein Stück persönliche Geschichte, das von einer fast verwirrenden Anzahl von Mitstreitern geteilt wird. Seine Ehrlichkeit ist fast rührend, so daß er – obwohl er auf jede Agitation verzichtet – doch wirbt: für die Überwindung von Isolation, für das Zusammenrücken von allen, die etwas verändern wollen, seien sie nun Buchhändler, Arbeiter, Stenotypistin, Student oder Grafiker. Das dieses nicht im ersten Wurf gelingt, kreidet er nicht abstrakt dem „System“ an, sondern setzt auf die Stärke der konkreten Utopie, d. h. derer, die sie durchsetzen wollen, so daß nach einem ersten Scheitern noch nichts entschieden ist, und schon gar nicht die Hoffnung zuende.

II

Der Held von *Gerd Fuchs* (Beringer) ist ebenfalls nicht Student, sondern Journalist, Jahrgang 1935. Schon deshalb fällt er nicht geschichtslos in die 60er Jahre, sondern begegnet ihnen zumindest aus der Haltung eines mehr oder weniger bewußten Antifaschisten heraus. Eine Reise in sein Jugenddorf zu seinen Eltern, deren erstickende Kleinbürgerlichkeit, die Begegnung mit einem Altkommunisten, diesmal mit Namen Kern, und die stabile Beziehung zu seiner Freundin Ruth, die wie er von den Früchten der Studentenbewegung gekostet hat, lassen ihn zum Sozialisten werden.

Kern, dessen Frau aus irgendeinem Grunde stets eine Kittelschürze trägt, wohnt über Beringer. Er hat von dreißig bis sechsdreißig und unter Adenauer von sechsfünfzig bis achtundfünfzig im Gefängnis gesessen. Er ist nicht dogmatisch, hält aber nicht viel von Belehrungen seitens der „neuen Linken“. „Das lasse ich mir vielleicht von einem Arbeiter sagen oder von einem Genossen, aber nicht von euch.“ (67) Diese Art von

Selbstbewußtsein strahlt für Beringer eine andere Autorität aus als die von zu Hause aufgezogene. Er klagt das patriarchalische Verhalten seines Vaters nicht an, macht sich über das neu geschaffene „Herrenzimmer“ nicht lustig, befolgt willig alle Rituale, die zum Trinken einer Flasche Wein dort unentbehrlich scheinen, aber der Aufenthalt bewirkt eine fast psychoanalytische, kritische Rekonstruktion seines Gewordenseins.

Er erinnert sich, wie er um die Aufmerksamkeit seiner Eltern gekämpft hat. „Beringer hatte etwa drei Meter hoch gesessen, und plötzlich sprang er seiner Mutter direkt vor die Füße. Er hatte vorgehabt, sich die Beine zu brechen. Sie hatte ihn auch richtig verstanden: sie verprügelte ihn auf der Stelle.“ (78) „Seine Eltern hatten nicht achtgegeben auf ihn. Er hatte sich Milch in den bereits ausgesenkten Kaffee gegossen, doch statt das Kännchen mit Milch abzusetzen, ... goß er immer weiter ... Er wußte, daß die beiden ihn wenigstens jetzt ansehen würden.“ (79)

„Zum amüsierten Stolz seiner Eltern“ will sich der Prokuristensohn mit den Bauernkindern anfreunden. „Doch war es ihm nicht gelungen, sie davon abzubringen, ihn mit seinem Vaternamen anzureden. Er dagegen nannte sie Felix und Peter und Gisela. In der Schule war es umgekehrt, da sprach ihn der Lehrer mit Karl an, die andern dagegen mit Weber und Strohmüller und Kleinschmitt. Doch war der Unterschied zwischen Felix und ihm: Felix hatte einen Bauernhof zum Spielen, während er einen Spielzeugbauernhof hatte.“ (91)

Die Nachkriegszeit blitzt in Stichworten auf: Hamstern, Pferdegulasch, Magermilch. Die Verursacher dieses Elends erscheinen indirekt, als er ein Foto von sich in Pimpfuniform betrachtet. Jo, seine Jugendliebe und das von ihr verursachte sexuelle Halbwissen erstehen wieder bei einem Waldspaziergang. Der kathartische Prozeß kann nicht zu Hause erfolgen bei einem Vater, der irgendwann den Schlüssel zum Bücherschrank ostentativ stecken ließ, vor Büchern, die Beringer natürlich schon durchgestöbert hatte, auch nicht bei der geliebten Mutter, die ihr Selbstbewußtsein durch Frisörbesuche zu erhalten sucht. „Die Lust, von der eigenen Angst zu reden“, motivierten andere. „Die Seminare sollen denen zu eng sein, die Professoren zu blöd, die Eltern zu arm, die zukünftigen Professoren zu mies, der Kapitalismus zu kapitalistisch. Solche Musik hören, solche Kleider tragen, Hasch rauchen, strei-

Die demokratische Geschichte unseres Volkes muß noch geschrieben werden

Gerade auch als Landes-, Regional- und Ortsgeschichte

Wir rufen dazu auf!

Unsere Geschichte ist viel reicher an demokratischen Traditionen, als es den deutschen Geschichtsbüchern der letzten anderthalb Jahrhunderte zu entnehmen ist. Sie zeigen die Geschichte als die Geschichte der Herrscherhäuser und „großen Männer“, der „schicksalhaften“ oder als große Taten gefeierten Kriege – die demokratischen Strömungen im Volk, die es immer gab, seine mutigen sozialen und politischen Kämpfe, sein vielfältiges Aufbegehren gegen Unterdrückung und Willkür werden hingegen bewußt ignoriert oder nur negativ erwähnt.

Heute, da sich in der Bundesrepublik vielfältige demokratische Initiativen regen, wächst das Interesse, die demokratischen Traditionen der deutschen Geschichte kennenzulernen. Diese Traditionen sind desto farbiger – und desto unbekannter –, je mehr man auch in die regionale und örtliche Geschichte hineingeht. Diese Geschichte aber können die Demokraten unseres Landes nur selber schreiben. Wir sind der Meinung, daß es dazu an der Zeit ist. Wir rufen Sie dazu auf. Es entspricht dem in der Jugend und weiten Kreisen der Bevölkerung neu erwachten demokratischen Bewußtsein. Es wäre selber ein Stück demokratische Aktivität.

Ein Beispiel dafür: Im vergangenen Herbst veröffentlichten wir in unserem Verlag ein Buch unter dem Titel „Vom Hotzenwald bis Wyhl. Demokratische Traditionen in Baden“. Das von Heiko Haumann herausgegebene Buch schildert die Kämpfe und Aufstände der badischen Bevölkerung vom Bauernkrieg über die Salpeteraufstände im Hotzenwald, die Revolutionen von 1848/49 und 1918/19 und den antifaschistischen Widerstandskampf im Hitlerreich bis zu den Aktionen gegen den Kernkraftwerksbau in Wyhl. Es fand eine ungewöhnliche Nachfrage.

Solche Bewegungen im Volk für Freiheit, sozialen Fortschritt, gegen Krieg und Reaktion aber gab es natürlich nicht nur in Baden. Es gab sie in der einen oder anderen Form, in größerem oder kleinerem Umfang, in allen deutschen Ländern, in fast allen Städten und in vielen Landgegenden. Überall sollte heute ihre Geschichte geschrieben werden. Nur so läßt sich einer verzerrten, von den Interessen des großen Kapitals bestimmten, die obrigkeitsstaatlichen Traditionen fortführenden Geschichtsschreibung entgegenwirken.

Wir möchten in unserem Verlag Darstellungen veröffentlichen, die die demokratischen Kräfte der deutschen Geschichte in Erinnerung bringen. Wir fordern jeden auf,

- der glaubt, dazu etwas beitragen zu können,
- der sich zutraut, eine solche Darstellung selbst zu verfassen,
- der über Material verfügt, das hierfür dienlich und interessant sein kann,
- der Hinweise auf Material oder vergessene demokratische Kämpfe, Initiativen, Gruppierungen und Personen in einzelnen Regionen bzw. Orten geben kann,

sich an uns zu wenden.

Pahl-Rugenstein Verlag · Gottesweg 54 · 5 Köln

ken, aber der Schah schreien, Johnson schreien, Vietnam schreien, Springer schreien. Orgasmusschwierigkeiten. Die Weiber von denen zogen sich die Blusen aus, und einer hieß tatsächlich Teufel." (160)

Das ist nachvollziehbar; glaubhaft, wie Distanz in Sympathie umschlägt; konsequent, daß er sich die Haare wachsen läßt; in Friedas linke Kneipe geht und von seinem Besuch im Dorf zu erzählen versucht. Und Ruth, die immer versteht, wird neu entdeckt. Sie ist Sachbearbeiterin bei einer Bank und läßt zum erstenmal ihre Kollegen zu Beringer ein. „Jemand hatte eine James-Last-Platte mitgebracht (jedenfalls etwas Derartiges), und zu dieser Musik schoben sie nun im Zimmer umher. Die Vorstellung davon hatte Beringer eine Gänsehaut verursacht. Der Vorgang selbst tat es erstaunlicherweise nicht. Wenn er ehrlich war, eigentlich nicht.“ (232)

Vom Heiraten wird nicht gesprochen (alle Freunde Ruths hatten nicht vom Heiraten gesprochen, wohl von der Emanzipation der Frau), sondern erstmal vom Tapezieren. „Das neue Schreibtischgefühl“, das durch die Einrichtung eines Arbeitszimmers aufkeimt, hält zwar nicht lange an, aber Beringer fragt sich, für wen er schreibt. Seine Interviews in den Neubaublocks würde er umschreiben müssen. „Es hatte sich bereits eine Bürgerinitiative gebildet, erfuhr Beringer. Ein Jugendfreizeitheim und mindestens zwei weitere Kindergärten hieß die Forderung. Er sah plötzlich, wo er anschließen konnte.“ (270)

An einem Pressestand der „UZ – Unsere Zeit – Zeitung der Deutschen Kommunistischen Partei“, kaufte er eine Zeitung, „als entrichte er Eintrittsgeld“, und unterschrieb eine Resolution für die Ratifizierung der Verträge von Moskau und Warschau. Man muß es ihm glauben, daß er, der früher die Städte und damit die Wohnungen und so die Mädchen hektisch gewechselt hatte, nun wußte, was zu tun war. „Neben Otto (von der DKP; J. M.) sitzend, lernend, was zu tun war, was in dem Flugblatt stehen sollte, wer es abschreiben, abziehen, verteilen würde, wie die Betriebszeitung es aufzugreifen habe, wie die Wohngebietszeitung, wie die nächsten Forderungen lauten müßten, wußte er plötzlich, daß er Zeit hatte.“ (293)

Fuchsens schön und knapp geschriebenes Buch, das von Autobiographischem zu bersten scheint, kann ein Beleg dafür sein, wie die Studentenbewegung Anstöße zum Überprüfen

der eigenen Situation liefern konnte, aber auch, wie wenig sie das Ganze durch das ganz Andere zu ersetzen vermochte. Über ihre Impulse ist ein Antifaschist nicht zum (Klein-)Bürger, aber auch nicht zum desolaten Antiautoritären geworden, sondern zum Sozialisten, der seine Arbeit jetzt bewußt einsetzt, nicht nur zum ausschließlich persönlichen Erfolg, sondern als Anfang für eine Zukunft, für die zu arbeiten es sich lohnt.

III

Blumer, die Hauptperson von Walters „Verwilderung“ ist Reporter. Mit Rob, dem Mechaniker und Leni, der Studentin, will er in Jammers, Blumers Schweizer Heimatstadt, eine Produktions-Kooperative einrichten. Diese Geschichte wird durchbrochen durch parallel eingeschobene Belehrungen und Bekanntmachungen: Kalendergeschichten zum Zeitgeschehen; Nachrichten aus den Blocks, d. h. das übliche Geschehen in Mietswohnungen; für Liebhaber von Theoretischem, das sind Reflektionen über die Kleinfamilie und deren Moral von Bachofen bis Bornemann; und schließlich „die alte Geschichte“, nämlich Gottfried Kellers Romeo und Julia auf dem Dorfe. Wie bekannt, endet diese Novelle mit dem Tod der Liebenden. „... und man nehme an, die jungen Leute haben das Schiff entwendet, um darauf ihre verzweifelte und gottverlassene Hochzeit zu halten, abermals ein Zeichen von der um sich greifenden Entsittlichung und Verwilderung der Leidenschaften.“

Durch Kellers Sali und Vrenchen ist Rob und Lenis Schicksal vorgegeben. Von der aufgebrauchten Bürgerwehr werden sie als Initiatoren der Kooperative erschossen. Blumer ist bis zu diesem „Wahnsinn“ dabei. Vorher kündigt er von seinen Freundinnen verwöhnte Starreporter seinen festen Job. „Ich will mit Lebendigem zu tun haben, will drin sein, ich hab diese Papierwelt satt.“ (235) Als freier Publizist und nun Marxist schwor er „hintereinander auf die Macht der Sponti-Bewegung, dann auf Proudhon, auf die KPF, auf Trotzki, auf Mao und die PCI.“ (239)

Von Leni aufgefordert („Hier gehört niemand jemand. Küß mich“) (116), schläft er mit ihr. „Eine Spur von Konkurrenz zu Rob“ stört zwar das Erlebnis, doch gehen sie und noch sechs andere daran, ihren Plan von der Kooperative zu verwirklichen. Aus einer Druckerei wird nichts, weil niemand drucken kann, so wird es eben eine Autoreparaturwerkstatt. Gegen den

„Namen dieser schönen faschistoiden schweizerischen Sondermischung aus Christentum, Freiheit der Mächtigen und Liberalismus“ (260) soll der Traum von einer totalen Veränderung wahr werden. „Stell dir das doch einmal vor, zwei oder drei Clans hier in der Grube, und in der Stadt drüben oder im Jura, überall täten sich Junge zusammen, produzierten zusammen, lebten zusammen, würden sich als Genossenschaften tragen gegenseitig, immer mehr, . . . In alten Wohnhäusern, stillgelegten Bahnhöfen, alten Dampfschiffen, heruntergewirtschafteten kleinen Fabriken, . . . – eine neue Republik in der alten verkommenen, bald wären wir Tausende, Hunderttausende, alle lebten und arbeiteten nach ein paar solchen Grundsätzen wie wir hier, solidarisch und ohne Besitzansprüche, eine vom Prinzip her andere, neue Gesellschaft.“ (246)

Dieses vielleicht sympathische, aber unrealistische „Wir-wollen-alles-und-zwar-jetzt-Gefühl“ wurde schon im ersten Anlauf gebremst. Wahrscheinlich mit voller Absicht ist dieses literarisch anspruchsvolle Buch der auch politisch verstiegender Versuch, Träume einzuklagen. Das abschließende „Wir machen weiter“ hat auf jeden Fall einige Stufen tiefer anzusetzen.

IV

Eine subjektive Chronologie der Ereignisse, die wegen ihrer Vollständigkeit fast strapaziös ist, hat ohne Zweifel Uwe Timm mit seinem „Heißen Sommer“ produziert. Es beginnt ganz friedlich in München mit einem Hölderlin-Referat, an dem Ullrich sich abmüht, – Gelegenheit genug, den alten Universitätsbetrieb noch einmal vorzuführen: „Er (der Professor, J. M.) betritt den Seminarraum. Sogleich wird es ruhig. Während er nach vorn zu dem Tisch geht, klopfen alle. Hinter ihm geht sein Assistent, hinter dem geht seine wissenschaftliche Hilfskraft. Vorn am Tisch geht sein Assistent schnell an ihm vorbei und zieht den Stuhl unter dem Tisch hervor, auf den er sich setzt, ohne dabei den Assistenten anzusehen. Dann setzt sich der Assistent rechts und die wissenschaftliche Hilfskraft links von ihm an den Tisch.“ (24)

Ullrich geht zum Weiterstudium nach Hamburg, begleitet von Christa, Tochter aus höherem Haus. Unterwegs machen sie bei seinen Eltern halt. Beim Abendbrot fragt sich Ullrich, „ob sie über den Kalauer oder seinen Vater lachte, der diesen Kalauer erzählte“. (71) In Hamburg werden (nach dem 2. Juni) Vorle-

sungen gesprengt, wird der Widerstand geprobt, so daß Ullrich sich an Albert den Kommunisten erinnert, der gegen die Faschisten Flugblätter verteilt hatte. Die studentischen Aktionen verteidigt Ullrich trotzig, weil er jemanden, der nicht dazu gehört, auch nicht für urteilsfähig erachtet. Auch das Kommunegefühl überkommt ihn: „Renate sah Ullrich an und drückte seine Hand. Er zuckte leicht zusammen, aber dann drückte er ihre Hand und lachte sie an. Es war ihm egal, ob sie jetzt auch Connys Hand drückte. Sie sollte warme Hände haben.“ (116)

In Hamburg lebt Ullrich zum Entsetzen seiner Familie in einer Wohngemeinschaft, versucht sich in Anti-Springer-Demonstrationen, erkennt, daß Hasch die Lösung von nichts ist, und registriert immer noch die Wirklichkeit. Als Kiesinger von allen Titelblättern lächelt, beschriftet der anonyme Spaßmacher Eiffe wieder einmal die U-Bahn-Schachte: „Eiffe sieht gut aus. Eiffe will Bundeskanzler werden.“ (1265) In den Aktionszentren gegen Springer gibt es Fraktionskämpfe. „Es wird erwogen, Redaktionen und Druckereien zu stürmen. Die Vertreter des antiautoritären Flügels, insbesondere Conny und Peter sind dafür (eine Handvoll Sand in die Rotationsmaschine und Bild erscheint nicht mehr). Die Vertreter des traditionalistischen Flügels, insbesondere Lister sind dagegen. (Die Arbeiter haben kein Verständnis dafür, daß man ihnen die Produktionsmittel versaut. Man muß mit der Arbeiterklasse zusammenarbeiten.)“ (138) Diesen Widerspruch lösen einige scheinbar sehr glatt durch Terrorismus, wie Conny, der immer mit von der Partie war und jetzt einen Revolver aus der Jackentasche zieht.

Ullrich erinnert sich an Albert, Mitglied der KP, und an Petersen, die Halbweise aus dem Arbeitermilieu. Petersen, von dem Ullrich wußte, was er über Habermas dachte (ein bürgerlicher Wissenschaftler), über die DKP (revisionistische Tendenzen), über Cuba und über Randgruppenstrategie. Dieser Petersen gibt ihm die Adresse eines DKP-Genossen in München. Ullrich will Lehrer werden, in der Gewerkschaft und politisch tätig sein. „Er zog den Zettel mit der Adresse heraus... Abends würde er in München sein. Er freute sich.“ (202)

Wie schon erwähnt, entwirft *Timm* das umfassendste Kaleidoskop der Studentenbewegung. Sein Engagement, seine Aufrichtigkeit und sein Streben nach Vollständigkeit können für

den Autor einnehmen. Sein Buch führt den Leser nicht in schönere Welten, wohl aber in die verschiedenen Etappen sozialrevolutionärer Utopie. Man fragt sich vielleicht, was jemand, der damals nicht dabei gewesen war, von einem solchen Bekenntnis haben könnte. Diesem Leser bleibt die Chance, aus erster Quelle nachvollziehen zu können und sich nicht durch besserwisserische Medien abschrecken lassen zu müssen.

V

„Wir kommen – Literatur aus der Studentenbewegung“, eine Koproduktion des Studentenmagazins „Rote Blätter“ mit dem „Kürbiskern“ ist das Ergebnis eines Wettbewerbs. „Es konnte über alles geschrieben werden, was irgendwie mit der Studentenbewegung zusammenhängt . . . Das bestimmt auch die Form. Vielen Beiträgen merkt man an, daß sie irgendwann in der knappen Zeit zwischen Hauptseminar und Fachschaftsvollversammlung entstanden sind . . .“ (5/6) Den ersten Preis gewann Bernd Gäbler, mit seiner Geschichte „Aufnahme“, nämlich in den Spartakus. Während er zu dieser für ihn bedeutungsvollen Sitzung geht, reflektiert er so viel über DKP, deren Studentenpolitik, Einstellung zur DDR usw. vor sich hin, daß man sich unter der Linken schon umsehen muß, um all die Vorurteile zu finden, die Gäbler so schnodderig-komisch zu widerlegen bemüht ist.

Nur den fünften Preis gewann Ute Erb mit ihrer Erzählung „Aus Kommunezeiten“ 1968: „Der junge Gott und die Vestalin, unsere Liebe zu Jacob“. Ich möchte dieser Entscheidung widersprechen, nicht weil Frauen bisher nur als erfolglose Rednerinnen, einfühlsame Vehikel und ewig duldsame Partnerinnen vorgekommen sind, sondern weil hier eine Erzählung von künstlerischem Rang vorliegt, die spröde, fast borstig vorführt, was sich an der Peripherie abspielte. Hier nimmt etwas Authentisches und gar nicht Schönes seine angemessene literarische Form an. Jacob ist jemand der sich in der Welt rumtreibt und trotzdem von Elke erwartet wird. „Man weiß ja nie, wie die Welt so auf die Leute wirkt speziell, wenn sie sich aus

Luftpost-„Spiegeln“ informieren müssen.“ (24) Elke war gerade geschieden worden, am Boden zerstört und kam sich fürchterlich alt vor. „Das Leben, das sie sich zurück legte, roch stark nach Papier.“ (27) In einer Kneipe, schon ziemlich angesäuelt, trifft Elke den gesuchten Jacob. Er kommt mit ihr nach Hause. „Bis auf die Badehose ausgezogen ähnelte Jacob in Elkes Augen verdächtig jenen Typen, die in öffentlichen Badeanstalten gerne auf den Händen laufen. Er legte sich an die Wand und schlief schon, während sie an seiner Seite auf dem schmalen Bett noch überlegte, ob sie traurig werden oder Beschlüsse fassen sollte.“ (29)

Elke verzeiht ihm, daß sein Vater SS-Mann gewesen war, ihrer doch ein Verfolgter des Naziregimes. Geld hatte Jacob keines. Dafür eine Gitarre und den Einfall, auf dem Kudamm singen zu gehen. „Elke klopfte zum ersten Mal in ihrem musikscheuen Leben den Takt mit dem Fuß, aus Solidarität.“ (30) Dennoch zieht es Jacob in den Fernen Osten. Elke versucht – ganz gegen ihre Gewohnheit –, ihm treu zu bleiben. Natürlich geht das nicht, Obdachlose und Reisende finden ein Asyl in ihrer Wohnung. Als Jacob zurück kam, tranken alle um Elke herum und sie schon ziemlich viel. Er hatte aus Benares eine TBC mitgebracht und mußte sie im Sanatorium auskurieren. „Jacob lernt nun das Warten. Und wie im letzten Sommer schläft Elke nicht nachts, wenn der Wind es mit den Bäumen treibt im Hof. Nach all den tausenden Kilometern nun auch noch diese Entfernung.“ (35)

Diese Geschichte ist nicht nacherzählbar, sie sollte nachgelesen werden. Hier wird authentisch all das bourgeoise Flair abgeschüttelt und versucht, die Erfahrungen ohne gediegenen Lebenshintergrund aufzuarbeiten. Die Geschichte ist die einzige ohne euphorische Höhenflüge. Sie zeigt, wie nicht-akademische Personen die Versprechungen der Studentenbewegung hinsichtlich „alternativer“ Lebensformen für sich vereinnahmten. Ohne Hoffnung ist auch diese Erzählung nicht, wenn es auch eine ganz bescheidene, private ist: „Wir werden einander noch oft umarmen.“ (35)

Jutta Menschik

Kleine Bibliothek Politik · Wissenschaft · Zukunft

94 **Mannhardt/Schwamborn**, Zivildienst Handbuch. 142 S. DM 9,80

102 **Axt, Staat**, multinationale Konzerne und politische Union in Westeuropa. 368 S. DM 14,80

Pahl-Rugenstein